

DAS MEDIUM SIND WIR

Publiziert unter dem Titel *Rosen aus dem Rinnstein* in: Weltwoche Nr. 39, 29. September 2005

Auch vom Satelliten aus ist das World Wide Web nicht zu beobachten. Man ist entweder drinnen oder draussen, bewegt sich, einmal eingeloggt, auf engen Pfaden und gewinnt nie einen Überblick. Entsprechend schwer ist es, sich ein Bild eines Web-Phänomens zu verschaffen, noch schwieriger im Netz selbst Informationen darüber zu finden, die über eine persönliche Meinung hinausgehen. Diese Umstände tragen dazu bei, dass Netz-Ereignisse als entgrenzte wahrgenommen werden und sie bieten sich den Zaungästen aus den Printmedien an für ihre gerne ins Exponentielle mündenden Kommentare.

So bleibt man auch bei den Weblogs, den Photo- oder Moblogs etwas im Ungewissen, ob tatsächlich einmal mehr eine Welle aus Amerika auf uns zukomme, unsere heimischen Zeitungen mit einem neuen Grassroot-Journalismus bedrohe oder unsere Textwelt mit einer neuen Bilderflut. Der Neuling in der Blogosphäre verliert sehr schnell die Orientierung, doch wird er nicht überschwemmt mit einer Unmenge von Bildern. Im Gegenteil sieht er sich bald einbezogen in einen unerwartet intimen Umgang, wie ein Freund des Freundes nimmt er an Reisen, Konzerten und Partys teil und findet sich oft genug auf Gemeinplätzen wieder. Bis er realisiert, dass nicht er als Adressat angesprochen ist: Sätze und Bilder werden hier wie Freibier ausgegeben, ohne mit einem Betrachter oder Leser auch wirklich zu rechnen.

Weblogs (aus world wide **web-log**book) enthalten – im einen Verständnis – journalartige Aufzeichnungen über die eigene Surf-tour im Netz. Im andern Verständnis konzentrieren sie sich, wie einst das Tagebuch, auf die subjektive Befindlichkeit, die alltäglichen kleinen Freuden und Leiden. Erstere halten wertvolle Tipps bereit und legen Pfade ins Wirrwar des Netzes, letztere setzen der globalen Öffentlichkeit eine trotzig Privatheit entgegen. Weblogs können mit Bildern durchsetzt sein, tragende Rolle spielt allerdings der Text, der täglich fortgeschrieben wird und immer die neuesten Einträge zuerst bereithält.

Im Photoblog (**photo-web-log**book, auch photoblogg, fotoblog) hingegen werden vornehmlich Fotografien gezeigt. Sorgfältig gestaltete Portale finden sich da, die das Bild ganz ins Zentrum stellen. Als fotografisches Tagebuch aufgebaut, kommt im Idealfall täglich eine neue Aufnahme hinzu und steht dann jeweils an erster Stelle. Oft sind die Bilder von Legenden begleitet, auch die Besucher werden aufgefordert, ihre Kommentare abzugeben. Unter dem Link *Archiv* werden meist sämtliche Bilder nach Monaten strukturiert, zugänglich gemacht und lassen sich in einer Übersicht anzeigen. Hier gewinnt man als Gast den aufschlussreichsten Einblick in die Arbeitsweise des Photobloggers. Und nach einigen Erkundungen zeigt sich, dass das Spektrum weit über die "optischen Tagebücher" hinaus, bis hin zu fotografischen Kunstprojekten und Portfolios professioneller Fotografen reicht.

Eine Rose im Rinnstein, ein Radfahrer mit langem Schlagschatten von oben, eine Schaufensterpuppe überlagert von den Reflexen im Glas. Die Bilder dokumentieren nicht den Alltag, das Chaos im Kinderzimmer etwa, oder die Flaschensammlung unter dem Spülbecken. Selten findet man sich im Fotoalbum einer Familie wieder, bei der man nicht von einem kühlen Martini in den Ansprüchen gemildert einen Abend lang hätte die Feriendias anschauen

mögen. Allein vor einem halbtransparenten Bildschirm sitzend, wird man dennoch kaum je zum Voyeur, trifft lediglich auf die Intimität von Gemeinplätzen, die erst in ihrer unendlichen Wiederholung etwas Bestürzendes haben.

Weil mit dem Photoblog, einer Kombination aus digitaler Herstellung und Präsentation im Web, weitere Schwellen für das Medium Fotografie ausgeräumt wurden, ist man geneigt, einen ganz neuen ikonografischen Zugriff auf die Wirklichkeit zu erwarten. Und wird überrascht von der freiwilligen Einhelligkeit an Motiven und Ästhetik. Keine verwöhnten Knipsbilder, sondern eine gepflegte Amateurfotografie mit einem latenten bis penetranten Kunstan-spruch. Selten ein Sujet, das nicht schon Bild geworden wäre, man wähnt sich im Stockarchiv, einem Fotogenre, das seinerseits im Ruf steht, die ausgereizten Bildsprachen anderer Fotogattungen zu übernehmen. Nie zeigt sich eine Unpässlichkeit, geschweige denn ein politischer Aufruhr oder menschlicher Abgrund, der in einem andern Medium keinen Platz gefunden hätte. Photoblogs vertreten, obschon sie ohne Absprache und Auflagen entstanden sind, die **eine** Öffentlichkeit, diesseits von Skandalen und Neuigkeiten.

Diesen Eindruck findet bestätigt, wer sich auf der wohl größten Einsteigersite einloggt (<http://www.photoblogs.org/>) und die Top 10 durchsieht. Einen guten Einblick geben zudem die 11'174 sites nach Sprachen und Ländern aufgelistet, ein fast unerschöpfliches Bildarchiv, das mitunter auch Aufschlüsse über die globale Verteilung solcher Weltbildarbeit erlaubt. So findet man je einen Photoblog aus Azerbaijan, Bhutan, Bulgarien, Kuwait, Liberia, Nepal, Uruguay. Demgegenüber stehen die USA mit 1902, Kanada mit 387 und Japan, wo insbesondere die Moblogs sehr beliebt sind, mit 310. Auch nach hartnäckiger Recherche ausserhalb dieser Hitparade bestätigt sich die Vermutung, das digitale Bild versuche sich an seinen papierenen Vorgängern festzuhalten. Dies bekräftigen auch die vielen Schwarz-Weiss-Fotografien, werden sie doch in den meisten Fällen digital aufgenommen.

Angesichts von Moblogs kann dieser Verdacht schon gar nicht aufkommen – zu stark prägt das Medium das Bild. Im Moblog (von **mobile web logging**, auch mblog, mblog) werden im Unterschied zum Photoblog ausschliesslich Bilder aus Handycams gezeigt. Diese werden aufgenommen und ohne weitere Verarbeitung direkt ins Netz übermittelt. Die entsprechende Software wurde von Tüftlern vor ca. fünf Jahren entwickelt. Zu Beginn waren es SMS, die vom Ereignisort aus – die Blockade einer Autobahn oder Besetzung eines Baumes – ins Web gestellt wurden, um da von Journalisten abgerufen zu werden. Die ersten bekannten Moblogs entstanden in Japan, weil dort Kamera-Handys am schnellsten Verbreitung fanden. Man schiesst mit seinem GSM-Handy ein Bild und schickt es per GPRS an eine E-Mail-Adresse. Das Email-Postfach wird in regelmässigen Abständen (z.B. jede volle Stunde) von einem Programm abgerufen: Ist eine Nachricht mit einem Handybild angekommen, wird es in ein entsprechendes Verzeichnis hochgeladen. Sowohl für Photoblogs als auch für Moblogs werden heute von Netzanbietern vorstrukturierte Seiten zur Verfügung gestellt, deren Benutzung je nach Dienstleistung gratis oder gebührenpflichtig ist.

Bei der Handycam verschieben sich die Anforderungen an das Bild so radikal, dass nur mit Vorbehalten überhaupt von Fotografie gesprochen werden kann. Schon das Gerät ist nicht eigens für die visuelle Aufnahme entwickelt worden, sondern bietet diese Möglichkeit nur beiläufig zwischen den Telefonaten an. Die Bilder werden gleichsam wie Blasen in den Text eingelagert und nicht in eine «dunkle Kammer» eingeschlossen, nach Hause getragen, um da unter giftigen Dämpfen realisiert zu werden. Diese Bilddateien entstehen nicht aus der Geste des Festhaltens, sie besitzen keinen Ort, – ihr Motiv ist die Gegenwart: «Ich bin da, sehe das, esse dies, ich treffe diese Freunde.» Sie

geraten nicht in Vergangenheit und taugen auch nicht dafür. Denn sie sind zu weich, zu schimmernd, als dass sich mit ihnen etwas behaupten liesse, was nicht mehr da ist.

Die MMS (eigentlich Multimedia Messaging Service: Die Abkürzung dient im heutigen Sprachgebrauch, wie SMS, der Bezeichnung der Art der Botschaft) verweisen immer zurück auf den Besitzer des Handys, sind unmittelbar mit dessen Erlebniswelt, seinen Ausflügen, seinen Leuten, Mahlzeiten und Konzertbesuchen verbunden. Um abgeschlossen zu bleiben, ist das Handy ohnehin immer dabei, die Bildfunktion ein Accessoire des Accessoires und eben dies erlaubt den Bildern eine kompromisslose Beiläufigkeit. Dabei geht es nicht um das Unmittelbare, das Gerät scheint sich gegen einen solchen Gebrauch grundsätzlich zu verwahren. Handwerkliche Defizite einer Fotografie werden zwar gerne in dieser Hinsicht gedeutet: Unschärfe, schiefer Horizont und angeschnittene Personen verweisen darauf, dass dem Fotografen keine Zeit blieb, sich ästhetischen Belangen zu widmen. Bei der Handycam ist es zuvor die Technik – die kleine Auflösung der Bilder, die schlechte Linse –, die alle andern Bemühungen untergräbt. Die Dinge der Welt werden in eine starke Atmosphäre eingebunden, ihre Dinglichkeit diffundiert förmlich in den Bildraum und ergibt sich dieser leicht retardierten Aquariumsstile. Es sind malerische Miniaturen, jedoch ohne die leiseste Sorgfalt hergestellt, Zeugnisse einer delegierten Aufmerksamkeit und vergleichbar nur mit Bildern aus Webcams, jenen fest in der Welt installierten Kameras, die blind ihre Bilder schiessen.

Gute Bilder sind mit Geschmack und andern ästhetischen Bestrebungen leichter zu verhindern als mit Zufall und Nonchalance. Ist nur die Bildmenge gross genug, finden sich in jedem Moblog eigensinnige Stücke, in denen die Absichtslosigkeit in eine gültige Form einklinkt. Zu unserer Beruhigung bleiben sie fest ans Medium gebunden, verharren in der Ferne und erlauben keine Annäherung. Doch wie bei der Entwicklung der Digital Kameras darf man davon ausgehen, dass auch Handycams aufrüsten, dass sie die Bilder höher auflösen und sich früher oder später jener festgefügtten Erscheinung anschliessen werden, die die Welt in der Fotografie angenommen hat. Für jene aber, deren Weltanschauung nicht partout auf Fertiges angewiesen ist, eröffnen diese kleinen, synaptischen Mündungen tatsächlich mehr als bloss weitere Bilder. Wie Tagebücher bekannter Schriftsteller nach Ablauf der Sperrfrist endlich das enthüllen, was wir ohnehin schon wissen, so zeigen Moblogs endlose Bildstrecken des Banalen. Mit dem winzigen, aber angenehmen Unterschied allerdings, dass sie verhüllen, was wir ohnehin schon wissen.

Das WWW ist von Natur aus ignorant. Es kreierte eine Öffentlichkeit, in der die Teilnehmer füreinander verborgen bleiben. Und ist deshalb als Medium so erfolgreich, weil es damit auch das Desinteresse der Mitmenschen bedeckt hält. Nur im Netz lassen sich die vielen Bilder deponieren, die alle aufnehmen, doch schon längst niemand mehr betrachten mag. In der nie ganz versiegenden Hoffnung, dass vielleicht eines Tages ein Mensch aus Honolulu sie auf einer Irrfahrt entdeckt und «total spannend» findet. Bei der absehbaren Flüchtigkeit des Phänomens lohnt es sich aber, ihm zuvorzukommen.